

Deutsches Schrifttum

Unabhängige kritische Monatschrift

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar

19. Jahrgang

Nr. 8

August 1927

Goethe ein Judenmischling?

Dieser Aufsatz „Goethe ein Judenmischling?“ ist schon im „Deutschen Tageblatt“, 7. Dez. v. J., erschienen. Ich nehme ihn hier wieder auf, da ich jüngst auch in völkischen Kreisen auf seltsame Anschauungen über Goethe stieß.

In seinem Nachwort zu „Niederdeutsches, ein Beitrag zur Völkerpsychologie“ von Julius Langbehn, dem Rembrandt-Deutschen (Felsen-Verlag, Buchenbach, Baden), schreibt sein Landsmann Benedikt Nissen, der vor nicht allzu langer Zeit zur katholischen Kirche übergetreten ist: „Ich weiß nicht, war es Langbehn, oder war ich es, der zuerst bemerkte, daß Goethe auf der Büste von Trippel und auf anderen Darstellungen aus seiner Frühzeit einem schönen Judenjüngling gleiche. Nun folgte die Erwägung: Sollte der große Sproß Frankfurts einen Schuß jüdischen Blutes in sich gehabt haben? Wir fanden eine Reihe von Zügen, die dafür sprachen: Das Profil seiner Schwester Cornelia, den Jerusalem-Typus des Werther, die kurzbeinige Gestalt des Dichters, seine unfränkische Geschmeidigkeit, seine erotischen Abenteuer, seine Geschäftsklugheit, seine kosmopolitische Gleichgültigkeit zur Zeit der Freiheitskriege, seine in vollendeten Gnomen niedergelegte „Rabbiweisheit“ — die Langbehn als sein eigentliches Lebenselement erschien —, seine allumfassende Kennerschaft und nicht zuletzt die Vorliebe der jüdischen Literaturfreunde gerade für ihn. Das leitete an zu gesteigertem Nachdenken über die Grundbedeutung des germanischen und semitischen Geistes, über deren Wechselbeziehungen, wie auch über den Wert unserer klassischen Literaturepoche für Zeit und Ewigkeit. Die hier aufgeworfene Frage, die wir selbst nicht weiter verfolgten, sei hiermit den neuesten Deutern von Goethes Stammbaum sowie den Erforschern der Mendelschen Vererbungsgeetze unterbreitet.“

Ich halte diese Ausführungen Nissens, die sich vielleicht zum Teil aus dem unter den Katholiken stark verbreiteten Goethehaß erklären, einfach für Unsinn (um das mildeste Wort zu wählen) —, es fehlt gerade noch, daß in unserer Zeit, wo alles wackelig geworden ist, auch noch die alten großen Stützen unseres deutschen Volkstums erschüttert werden. Julius Langbehn in allen Ehren, er hat einige fruchtbare Gedanken in die Welt gesetzt, aber zuletzt gehört er doch zu den Superklugen, die ihrem Volke niemals wirkliche Führer werden können. Was Nissen über Goethe sagt, ist fast alles oberflächliche Rederei. Wir Deutschen haben nun doch die Trippel-Büste und die Marschen und andere Bilder vom jungen Goethe ein volles Jahrhundert vor Augen gehabt, und es ist keinem, auch nicht den besten Rassekundigen, eingefallen, daß sie Jüdisches hätten. Gewiß, Goethe hatte dunkle Haare und braune Augen (mit einem blaugrauen Ring freilich) und als rein nordischer Mensch ist er nicht anzusprechen. Dr. Hans F. K. Günther, doch wohl unsere erste Autorität auf diesem Gebiete, bezeichnet ihn nach der Maske von Shadow (1815) als nordisch-dinarisch; ich habe früher, gerade im Hinblick auf die Jugenddarstellungen, eine westliche Zumischung angenommen — auf den Gedanken jüdischen Blutes ist keiner der modernen Rasseforscher verfallen. Auch bei Goethes Schwester Cornelia nicht, die zwar die große gebogene Nase ihres Vaters und ihres Bruders hat, aber dabei einen ganz ausgesprochen deutschen Eindruck macht. Ueberhaupt die

Nase! Die kühnste, die mir in meinem Leben vorgekommen ist, hatte der Marschdichter Hermann Allmers, und der war nachweisbar reiner Frieser. — Ganz töricht ist die Wendung Nissens von dem Jerusalem-Typus des Werther. Es ist Goethe gar nicht eingefallen, seinen Werther menschlich nach dem jungen Jerusalem, der sich am 29. Oktober 1772 erschoss, zu gestalten, er übernahm für seinen Roman nur dessen Schicksal, gab aber alles Seelische aus Eigenem. Wie es mit dem Judenblut Jerusalems steht, weiß ich nicht, sein Vater, aus Osnabrück gebürtig, war bekanntlich evangelischer Abt und Erzieher des Erbprinzen von Braunschweig, was er als getaufter Jude doch schwerlich geworden wäre. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß auch ein guter Deutscher Jerusalem heißen könnte.

Ueber die Familie Goethe und ihre Herkunft sind wir jetzt ganz genau unterrichtet. Im Jahre 1908 erschien das Buch von Carl Kneisch „Goethes Ahnen“, das nicht weniger als 30 Stammtafeln bringt. Eine Stammtafel der Familie Goethe enthält auch der Ahnenband zu dem Goethe-Roman „Alles um Liebe“ von Paul Burg, die bis 1550 zurückreicht und ohne Lücken ist. Der Dichter stammt von Bauern der Gegend um Len Kyffhäuser ab; sein Großvater war bekanntlich Damenschneider, sein Urgroßvater Färbermeister, dessen unmittelbare Vorfahren Hufschmiede. Die zweite Frau des Damenschneiders Goethe oder Goethé, wie er sich nach der französisierenden Mode der Zeit nannte, also Johann Wolfgangs Großmutter, war die Witwe Katharina Schelhorn, geb. Waltherr, also auch eine gute Deutsche. Unzweifelhaft ist auch die deutsche Abstammung der Textor (Weber), doch hat der Vater von Goethes Mutter, Kameval-Advokat Johann Wolfgang Textor aus Frankfurt a. M., im Jahre 1727 die Tochter Anna Margaretha des ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurators Cornelius Lindheimer geheiratet, und an den Namen Lindheimer könnte ein verbohrtter Vertreter der Anschauung von Goethes Judenblut ja anzuknüpfen versuchen. Er käme aber damit nicht durch: die Lindheimer waren eine alte Frankfurter Bürgerfamilie, Handwerker von Beruf, und sie wären in der keineswegs judenfreundlichen Freien Reichsstadt schwerlich emporgekommen, wenn sie Judenblut gehabt hätten. Der Name, von der hessischen Stadt Lindheim abzuleiten, beweist gar nichts; denn die Juden führten damals noch keine Familiennamen und die nach Orten genannten „Heimer“ sind in Süddeutschland (wozu man Frankfurt wohl rechnen muß) ziemlich häufig, ich erinnere an den Maler Adam Elshelmer, der im Jahre 1578 zu Frankfurt als Sohn eines Schneiders geboren wurde. Auch nicht der Schatten eines Beweises läßt sich also an die Lindheimer anknüpfen.

Was dann die kurzbeinige Gestalt des Dichters anlangt, so muß man sehr vorsichtig in seinen Behauptungen sein. In den 42 Stellen, die Wilhelm Bode in seinem Buche „Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen“ anführt, ist von Goethes kurzen Beinen nicht ein einziges Mal die Rede, wenn auch nach dem Ruhm seiner schönen Gestalt in den früheren Jahren die Klage über sein Dickwerden in den späteren eintritt. Auch die Bilder, so die bekannte Silhouette mit Fritz von Stein, verraten keine Kurzbeinigkeit, nur etwa aus dem Delgemälde von Schneller aus dem

Jahre 1831 könnte man auf eine solche schließen. Aber die Wiedergabe der Gestalt eines Zweiundachtzigjährigen, dazu noch in fast bis zu den Knöcheln reichendem Rock, ist wohl kaum für das ganze Leben maßgebend. — Von der unfranzösischen Geschmeidigkeit Goethes würde ich auch niemals sprechen. Die Franken, Rheinländer und Süddeutsche, sind doch wohl die geschmeidigsten von allen Deutschen, und es wäre eine große Torheit, ihnen das zum Tadel anzurechnen. Uebrigens hatten der junge wie der alte Goethe doch wohl auch ihren Kopf für sich, und selbst die weimariische Hofatmosphäre hat Goethe nicht allzustark beeinflussen können. Wohl machte er die gesellschaftlichen Zustände, die er in seiner Stellung machen mußte, aber zu weit ist er nie gegangen — dafür haben wir die entscheidenden Zeugnisse. Selbst seine hohe Verehrung oder besser Bewunderung Napoleons ist nicht als Kriecherei zu bezeichnen, da der Korsie nun doch einmal ein Genie war. Ich habe über diese Dinge und auch über die angebliche kosmopolitische Gleichgültigkeit Goethes in den Freiheitskriegen in meinem Buche „Weimar, die klassische Literaturperiode in ihrer nationalen Bedeutung“ (Schloekmann, Hamburg) ziemlich ausführlich geschrieben und muß hier darauf verweisen. Es genügt im übrigen auch, das bekannte Gespräch mit Heinrich Luden zu lesen. — Auch mit der Geschäftsflugheit Goethes ist es nicht so arg, daß man ihm daraus einen Vorwurf machen und auf jüdisches Blut schließen könnte. Er wußte mit den Herren Verlegern fertig zu werden und nahm, was ihm zukam, beispielsweise für „Hermann und Dorothea“ gleich ein Honorar von 1000 Talern. Aber man lese Schillers Briefwechsel mit Cotta, und man wird sich überzeugen, daß dieser „Idealist“ das Geschäft nicht weniger gut verstand. Sehr ungleich dem jüdischen Verfahren hat Goethe nicht nur kein Vermögen zusammengebracht, sondern das von den Eltern ererbte im Dienste von Wissenschaft und Kultur noch so ziemlich aufgebraucht. Das ist doch längst festgestellt.

Die „erotischen Abenteuer“ Goethes sind auch nicht so zahlreich und nicht von der Art, daß man sich darüber aufzuregen brauchte. Ich bin überzeugt, daß die meisten begabten und körperlich ausgezeichneten Deutschen nicht viel weniger „Verhältnisse“ in ihrem Leben gehabt haben: nur sind diese nicht, wie bei Goethe, restlos an die Öffentlichkeit gebracht worden. Sehr viele der Goethischen Beziehungen halte ich für so rein idealer Natur, wie er sie dargestellt, so die zu Gretchen, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion — der Versuch eines Juden, das letztgenannte Verhältnis als von „Folgen“ begleitet hinzustellen, ist, wie man weiß, scharf abgewiesen worden. Auch das Verhältnis zu Charlotte von Stein halte ich im ganzen für rein und wesentlich geistiger Natur, wofür ja auch die Briefe sprechen. Daß der reife Mann dann in Italien und im Verkehr mit Christiane Vulpius auch der Sinnlichkeit ihr Recht gab, ist nicht zu bestreiten, aber wer kann darin ein Verbrechen sehen, zumal Goethe seine Verpflichtungen Christiane gegenüber voll erfüllte? Minna Herzlieb, Susanne von Willemer, Ulrike von Levetzow bieten doch auch kaum Veranlassung zu moralischer Beanstandung — am ersten noch die mittlere, aber der „Westöstliche Divan“, der mit unter ihrer Beeinflussung entstand, will auch etwas besagen. Ich habe nie zu den Dichterbeurteilern gehört, die den sittlichen Standpunkt einfach ausscheiden möchten, aber den sittlichen Rigorismus, der dem Leben Gewalt antut, habe ich nie gewollt. Jemandem „päpistischer“ Standpunkt ist Goethe, der auch Christentum und Reformation ihr Recht gab, gegenüber durchaus nicht angebracht. Andererseits liegt nicht der geringste Grund vor, jüdisch-liberalen Geist bei ihm anzunehmen; er war immer gut deutsch-konservativ.

So weise ich auch den Ausdruck „Rabbi-Weisheit“, den Nissen dann gebraucht, jährojj ab: die Sprüche und Aphorismen Goethes in Versen und Prosa haben mit dem Talmud und selbst der Bibel nichts zu tun, sie sind natürlich erwachsene Lebensweisheit, wie sie fast alle bedeutenden Geister unter den deutschen Dichtern — ich verweise auf den Romantiker Novalis und den Modernen Hebbel — aufgezeichnet haben. Goethe hat mehr als die anderen, aber er hatte ja auch ein längeres Leben und mehr Erlebnisse als sie. Im übrigen gibt es ja auch deutsche Dichter, die fast ganz auf solche Weisheit gestellt sind. Ich erinnere an Friedrich Rückert, der wie Goethe Franke war. Auch er hatte ein

gut Teil der „allumfassenden Kennerschaft“, die Nissen bei Goethe als jüdisch empfindet, obgleich sie sich bei den Juden kaum findet; man vergleiche Börne, Heine und Kuerbach, die geistig doch ziemlich eng sind. — Geradezu lächerlich ist es, daraus, daß die Juden heute vielfach Goethe-Biographien schreiben, auf jüdisches Blut in Goethe schließen zu wollen. Wann hätten die Juden als Anbeter des Erfolges sich nicht an die Großen, die sich durchsetzen, herangemacht? Ich erinnere nur an die jüdischen Hebbel-Verleger. Völlig gewachsen sind sie unseren Großen ja übrigens nie, und so sind auch die jüdischen Goethe-Biographien, schon die von Lewes und Bernays, erst recht die von R. M. Meyer und Eduard Engel, von Bielschowsky und Wittkowski, von Simmel und Gundolf, von Emil Ludwig (Cohn) und dem großen „Dänen“ Georg Brandes, für uns Deutsche keineswegs genügend, wir ziehen Hermann Grimm, Adolf Stern (Ernst), Heinemann und Chamberlain weit vor. Ueber den Wert unserer klassischen Literaturepoche für Zeit und Ewigkeit kann ich hier nicht schreiben, dazu reicht der Raum nicht, aber ich will Nissen gegenüber zum Schlusse doch noch einmal meine feste Ueberzeugung aussprechen, daß das große deutsche Dreigestirn auch in Zukunft Luther, Goethe, Bismarck heißen wird, ob es auch dem lieben Zentrum nicht paßt. Das Thema der Grundbedeutung des germanischen und semitischen Geistes ist bei Goethe, der sich bekanntlich meist sehr scharf über die Juden geäußert hat, gar nicht anzuschneiden, ist für uns Völkische überhaupt nicht sonderlich wichtig, da wir in der Judenfrage längst auf dem Standpunkte des „Ignorierens“ stehen: Was gehen uns die Juden denn im Grunde an? Daß sie heute mit ihrem Kapitalismus die Welt beherrschen, ist ja nicht zu bestreiten, aber wir guten Deutschen pfeifen darauf und lassen uns nicht umwerfen. In fünfzig, vielleicht schon in dreißig Jahren wird's anders stehen.

Thomas Mann's „Der Zauberberg“

Thomas Mann war nie mein Mann (noch weniger natürlich sein „großer“ Bruder Heinrich, den ich für eine eben so böse Erscheinung wie den seligen Heinrich Heine halte), aber ich habe sein Können immer anerkannt, wenn mir dieses auch in gewisser Hinsicht beschränkt erschien. Nun habe ich seinen vor zwei Jahren erschienenen Roman „Der Zauberberg“ gelesen und bin jetzt doch fertig mit ihm. Von dem Werke erschien (nach dem Kürschner) schon 1925 die 50. Auflage, es scheint also als Sensation gewirkt zu haben (und noch zu wirken, denn die Dünndruckausgabe in einem Bande, die mir vorliegt, trägt die Bezeichnung 61.—70. Auflage). Freilich hat es auch starken Widerspruch gefunden. So schrieb mir ein älterer Professor, der sich literarisch beschäftigt hat: „Ich bin über den „Zauberberg“ von Th. Mann aufs tiefste empört, sehe darin eine Verhöhnung des armen geknechteten Deutschen durch den seiner unumkehrbaren Herrschaft sichern Juden. Gestern sprach ich mit einer Bekannten über meine Absicht, eine Broschüre gegen dieses Nachwerk zu schreiben, das, wenn eines, unter den Begriff Schmutz und Schund gehört. Ich würde mir nur Schaden und dem Buch zu weiterem Absatz verhelfen, meinte die Bekannte, wenn meine Stimme überhaupt gehört würde. Wenn ich gleich nach Erscheinen, also vor zwei Jahren, geschrieben hätte, wäre es etwas anderes gewesen.“ Diese Zuschrift war es, die mich zum Lesen des Romans veranlaßte — ich lasse mir im allgemeinen bei Sensationen immer Zeit, da ich sie als Literaturhistoriker ja „historisch“ sehen muß. Meine Ansicht ist nun, daß eine gründliche Broschüre über das Werk sehr erwünscht wäre, doch läßt sich das Notwendigste wohl auch in einem Aufsatz sagen.

„Der Zauberberg“ spielt vor dem Weltkrieg in Davos und gibt ein allseitiges Bild des Lebens der dortigen Lungentranken. Man begreift es, daß schon dies „Thema“ heftigen Widerspruch erwecken kann: es sind doch im Grunde arme, zum Teil verlorene Menschen, die dort hinaufziehen, und wenn auch dem Dichter kein menschlicher Stoff „verbotten“ ist, einem solchen wenig erfreulichen zwei Romanbände von 578 und 629 Seiten. (Der Dünndruck umfaßt 938 Seiten) zu widmen, erscheint doch ein bißchen stark, zu-

mal wir nicht mehr im Zeitalter des extremen Naturalismus leben. Mehr aber als an dem Stoff wird man an der Art der Behandlung Thomas Manns Anstoß genommen haben: Man kann sie im ganzen vielleicht als ironisch bezeichnen, Mann klebt sozusagen am Menschlichen, Allzumenschlichen und hängt im besonderen, wie man denn auch richtig empfunden hat, seinen Landsleuten, uns Deutschen, so viel wie möglich davon an. Da ist zunächst der Held Hans Castorp, ein Hamburger Patrizierproßling. Gewiß, Mann, der Lübecker, zeigt das Milieu, dem er entwachsen ist, ziemlich richtig und läßt ihn, den „Ingenieur“, auch einige Entwicklungen haben, aber voll ernst können wir den „Helden“, der bis zuletzt oft ganz unmöglichen Schwafel von sich gibt, unmöglich nehmen, im besonderen auch in seinem Verhältnis zu der kirgisenäugigen Russin Claudia Chauchal nicht, die zuletzt eine höchst bedenkliche Persönlichkeit ist. Bestimmter ist Castorps Vetter Joachim gehalten, aber allzuviel gibt er, der weiter nichts als das Offizierswerden vor Augen hat und nach kurzem erfolgreichen Dienste stirbt, uns doch auch nicht. Ich könnte dann noch den Italiener Settembrini und den Juden (Jesuiten) Naphtha hernehmen, die unzählige Dispute halten, aber es lohnt mir nicht recht, da die „westliche“ Weltanschauung Settembrinis so etwa den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts angehört und Naphtha die übliche jüdische Mischung von Konservatismus und Nihilismus aufweist. Menschlich etwas deutlicher wird immerhin der dirigierende Arzt des Berghofs, der burschikose Hofrat Dr. Behrens, aber er ist zuletzt doch eine Karikatur. Ebenso sein Assistent Dr. Krokowski, der zuerst immer Vorträge über Liebe hält und dann dem Okkultismus verfällt. Von den Nebenpersonen nenne ich nur die ewig schwächende Frau Stöhr, die im Krieg mit den Fremdwörtern lebt, und den Holländer Mynheer Peepkorn, der so etwas wie ein vorweg genommener „napoleonischer“ Schiebertyp ist. Zum Schluß tritt auch noch ein Antisemit auf: „Ein Mann trat in die Berghofgemeinschaft ein, ein ehemaliger Kaufmann, dreißigjährig, schon lange febril, seit Jahren von Anstalt zu Anstalt gewandert. Der Mann war Judegegner, Antisemit, war es grundsätzlich und sportsmäßig, mit freudiger Veressenheit, — die aufgelesene Verwirrung war Stolz und Gehalt seines Lebens. Er war ein Kaufmann gewesen, er war es nicht mehr, er war nichts in der Welt, aber ein Judenfeind war er geblieben. Er war sehr ernstlich krank, hustete schwer beladen und tat zwischendurch, als ob er mit der Lunge nieste, hoch, kurz, einmalig, unheimlich. Jedoch war er kein Jude, und das war das Positive an ihm. Sein Name war Wiedemann, ein christlicher Name, kein unreiner.“ Dieser Wiedemann muß sich dann auch noch mit einem tapferen Juden namens Sonnenchein prügeln, wirklich prügeln — na, man sieht ja.

Außer der Weisheit, die Settembrini und Naphtha, auch Hans Castorp von sich geben, ist auch noch die eigene Thomas Manns da — man lese einmal die Ausführungen über die Zeit zu Anfang des siebenten Kapitels des zweiten Bandes: kein Zweifel, Thomas Mann hätte einen guten Rabbiner abgegeben. In mancher Hinsicht fühlte ich mich beim Lesen des „Zauberbergs“ an Frenssens „Otto Babendiel“ erinnert, der ja auch unendliche Weisheit enthält — aber Frenssen ist Naturbursche, Thomas Mann, wie angedeutet, mehr Talmudist. Also doch Jude, wie der oben zitierte Professor meint? Ich habe ihn früher auch dafür gehalten, dann aber von ihm selbst die Berichtigung erhalten, daß er ein Sohn einer Kreolin, sonst Deutscher, sei. Jedoch, man wird beim Lesen des „Zauberbergs“ wieder zweifelhaft: „Bier, Tabak und Musik, da haben wir Ihr Vaterland“, sagt Settembrini zu Castorp; Krokowski „Ist trotz seines Gehrocks beinahe aus wie Herr Jesus am Kreuz“ urteilt Thomas Mann selbst, „Fischlersohn und Menschheitsrabbi“, „Geist niemals Anwalt der Reaktion“, Entschuldigung des Schächters, Kreuzigung eines jüdischen Fleischers, „boshafte Eleganz des Denkens“, Vergleich zwischen Loyola und Friedrich dem Großen (Jesuitismus und Heeresbewußtsein), „Vaterlandsiebe eine Pest und der sicherste Tod der christlichen Liebe“, Kampf der Freimaurer gegen Fürsten (!) und Pfaffen (Lügen haben ihre Hand im Weltspiel — wichtiges Zugeständnis!), Luther-Astern, wendisch-slawisch-sarmatisches, Geschwäh des besoffenen Holländers über Weltsemene — das sind so einige Kostproben, auf die ich hinweise. Vieles kann

man direkt als jüdisch-schnoddrig bezeichnen. Aber Thomas Mann „deichsell“ alles, und so endet sein Roman denn mit dem ergreifenden Sturm der deutschen Jugend auf Lange-marsch, an dem auch Hans Castorp teilnimmt. Nun, 1926 hat Mann dann ja die „Pariser Rechenenschaft“ gegeben, die der Verlag S. Fischer folgendermaßen anpreist: „Thomas Mann schildert hier neun erlebnistiefe Tage, die er als gastfreundlich und ehrenvoll aufgenommener Repräsentant der deutschen, ihrer Verantwortung bewußten Dichtung in Paris zubrachte. Eine dichtgedrängte Schar von Vertretern des französischen Geistes umgibt ihn: Dichter, Kritiker, Journalisten, Politiker, Gelehrte, Studenten, Männer und Frauen der Gesellschaft. Auf beiden Seiten ist man bestrebt, die Gelegenheit zu herzlich aufmerksamer und offener Aussprache zu nutzen, ihr eine so gastliche wie freimütige und wesenhafte Form einzuprägen und möglichst viel von der inneren Wirklichkeit beider Länder zu bieten und zu empfangen.“ Geißt sich: jüdischer Schmus! Ich hätte wahrhaftig nichts dagegen, wenn der moderne Europäer Thomas Mann wie Heinrich Heine (mit dem ich ihn freilich immer noch nicht vergleiche) nach Paris ausgewanderte und dort für immer bliebe. So viel französisch wie nötig ist, kann er ja, wie der wundervolle französische (nur französisch gegebene) Dialog zwischen Hans Castorp und der Chauchal im „Zauberberg“ beweist.

A. B.

Neue Bücher

Paul Friedrich Juels: *Bederama*. Novelle (Verlag „Am Kamin“, Basel i. D.). Diese Novelle ist eine Satire, und keine üble. Ein ehrgeiziger Rentner, der sich in seiner Vaterstadt Namen und Stellung machen möchte, stiftet nach dem Vorbilde eines von einer ihm teuren Dame gegründeten „Berspaha“ (Verein spariamer Hausfrauen) einen „Bederama“ (oder eigentlich „Bederasmä“, Verein der sich selbst rasierenden Männer) und erhält damit in der Tat die Gelegenheit, Reden zu halten und in die Zeitung zu kommen. Der Verein gewinnt große Verbreitung, auch in anderen Städten, und veranstaltet dann ein Rasierturnier, an dem sich sogar Pastor und Bürgermeister beteiligen, und das so etwas wie ein Zeitereignis wird. Ich brauche kaum zu bemerken, worauf die satirische Tendenz des Werkes zielt, will aber seine unzweifelhafte nationale Bedeutung doch kräftig hervorheben. „Ich finde zwar diese Methode, aus den langen Namen von Gesellschaften und Vereinen kurze, ich möchte sagen: Schlagwortartige zusammenzuleimen nicht gerade schön; aber ich muß gestehen, daß sie in vielen Fällen angebracht, daß sie zweckmäßig ist“, meint ein Schriftsteller in der Novelle; ich habe sie immer scheußlich gefunden und halte sie für jüdisch. Noch schrecklicher ist selbstverständlich das moderne Bestreben, alles Menschliche sportsmäßig einzustellen. Gottlob, daß man das zu fühlen beginnt. Uebrigens kriegt der Rentner trotz seines Zeitungsrühms die verehrte Dame nicht.

A. B.

Edith Gräfin Salzburg: *Die Leute von Spießwinkel*. Geschichten (Hammer-Verlag, Leipzig). In einer Zeit schweren politischen und wirtschaftlichen Druckes tut es not, sich gelegentlich in den freien Gefilden des Humors zu ergehen. Spießwinkel: das ist das ewige Schilda des Nachkriegs-Deutschland, mit seinen Narrereien und seiner Neigung, Unwichtiges um so wichtiger zu nehmen, je unwichtiger es in Wahrheit ist; gesehen durch das Temperament und die unverwundliche Lebensfrische einer tapferen Frau, der keine Unbilden des Schicksals etwas anhaben können. Die's Skizzenbuch aus Oberbayern ist nicht nur ein kind heiterer Laune und kräftigen Zornes, sondern auch warmherziger und wohlwollender Liebe zu all den sonderbaren und merkwürdigen Lebewesen, die den großen Tiergarten unseres Herrgotts bevölkern. Es ist dem Andenken Ludwig Thomas gewidmet und enthält im ganzen 17 Geschichten, die sehr geschickt einer als Schreiberin tätigen Frau, die auch dem Volke angehört, untergelegt und in ihrem besonderen Deutlich abgefaßt sind. Am meisten politisch sind „Rätkes (?) Brauen“ und „Die Fürstenentlehnung“. Die Verfasserin von „Hochfinanz“ und den „Erinnerungen einer Respektlosen“ wird sich durch dieses Buch viele neue Freunde erwerben.

Leonhard Hora: *Der Antichrist* (Anti-Verlag, Danzig 68). Die heutige Judenherrschaft weckt natürlich auch heftig-geistig den heftigsten Widerstand bei den Deutsch-polemern, und so darf man sich nicht wundern, wenn nun wirklich enthemmte Dichter auftreten. Leonhard Hora, der früher schon einen Band guter kritischer Gedichte gegeben hat, ist vielleicht der härteste von allen. Das vorliegende Bändchen enthält 27 Gedichte: „Mhasver, der ewige Jude“, „Ex oriente lux“,

„Judengeist“, „Zeitbild“, „Deutschlands Brotdiebe“, „Füsel en gros“, „Pui“, „Deutsches Volk, höre“, „Deutsche Brüder“, „Frei Heil“, „Deutscher Fleiß“, „Schlachten und Schächten“, „Esperanto“, „Zwei Dichter“, „Michel“, „Moses 5, 7, 16“, „Matthäus 21, 12“, „Jüdischer Edelmut“, „Wanderratten“, „Diagnose“, „Kintoppbajazzo“, „Ungezieser“, „Sancta opportunitas“, „Reparation“, „Seil“, „Kampflänge“, „Kreuzritterlied“ — man sieht, es sind alle wichtigen Thematika angechnitten. Literarisch ist wohl der „Ahasver“ das interessanteste — man kann diese „berühmte“ Gestalt eben auch anders fassen. Im übrigen entscheidet bei politischen Gedichten ja nicht das Poetische, sondern Kraft und Klarheit des Ausdrucks.

Hat der Teufel uns beim Kragen?
Möchte man verzeifelt fragen,
Wenn man all den Unjug liest —
Ewig wird der Feind uns schröpfen,
Wenn aus ganz gewissen Köpfen
Opportunes Unkraut spricht! —

Fort mit blauen Nebeldünsten!
Fort mit Advokatenkünsten,
Lieber deutscher Michel du!
Denn konst geht noch ohne Zweifel
Deutschlands letzter Rest zum Teufel,
Und der Jude grinst dazu.

Das ist so eine kleine Probe.

N. B.

G. M. Boehm: Planmäßige Entsittlichung. Auch eine Revue (Selbstverlag, Lübeck, Jürgen Wullenweberstr. 17).

Diese Schrift ist zwar nur eine Studie über die anscheinende Planmäßigkeit, mit der die Grundlagen unserer nationalen Kultur von gewissen Stellen aus angegriffen werden, bringt aber doch sehr reiches Material. Verfasserscheinungen machen sich überall bemerkbar. Sie werden meist ohne viel darüber nachzudenken zur Kenntnis genommen. Wie sie sich, im Zusammenhang betrachtet, zu einem verhältnismäßig einfachen und doch vielfagenden Bilde zusammensfügen, ist neu und — „überraschend“ ist nicht der richtige Ausdruck — ist erschütternd, ist aufrüttelnd! Die große, vielleicht die schwerwiegendste Frage unserer Zeit lautet: „Ist das, was uns als Kulturverfall erscheint, nämlich die allmähliche Verdrängung der nationalen Kulturen durch die moderne, internationale Großstadtzivilisation, eine naturnotwendige, also von uns nicht aufzuhaltende Entwicklung in der Geschichte der Menschheit, oder ist diese große Bewegung, die nicht allzuvielen klarsehend miterleben, eine künstliche, von wenigen gemachte, von vielen mitgemachte, von fast allen geduldete, wie die meisten Revolutionen es waren?“ Wenn das letztere der Fall ist — die Frage wird hiermit gestellt — wäre der Kampf die einzig mögliche Antwort. Die Schrift beschränkt sich mit voller Absicht auf das kulturelle Gebiet; sie ist weder parteipolitisch, noch einseitig antisemitisch. Sie will die Ansicht des Verfassers nicht aufnötigen, sondern dazu veranlassen, selbst zu betrachten, Schlüsse zu ziehen, zu handeln. Wer sie gelesen hat, ist zum wenigsten aufmerksam geworden, und darum ist es dem Verfasser zunächst zu tun. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Schrift große Verbreitung fände.

N. J.

Kunstwartbücherei. Die neuen Veröffentlichungen der hier schon öfter angezeigten Kunstwart-Bücherei (G. D. W. Callwey, München) sind sehr wichtig. Der 3. Band der von Hermann Häfker herausgegebenen „Biblischen Geschichten aus dem Alten Testament“ ist „Aus den Propheten“ betitelt und gibt im ganzen doch die richtige Anschauung, indem sie diese politisch betrachtet. Sehr zu begrüßen ist es, daß uns nun Johannes von Saz, „Adermann aus Böhmen“ in einer billigen Ausgabe (von Hans Böhm) zugänglich gemacht wird. Einen recht stattlichen Band bilden die „Deutschen Briefe“, ausgewählt und eingeleitet von E. Kurt Fischer (1. Teil: Gros, 2. Teil: Pnyche). Dann sind noch die Erzählung „Ein Gerechter“ von Viktor Hugo (übersetzt von Eva Schumann) und „Rettungen, altmodische Erzählung“ von Elisabeth Siewert da.

Reclams Universalbibliothek. Außerordentliche Reichhaltigkeit ist das Kennzeichen der Neuerscheinungen der Universalbibliothek: „Deutsche Balladen“ (gesammelt von R. Goldberg — die Auswahl ist mir noch nicht reichhaltig genug, ein zweiter Band wäre erwünscht), Dramen von Carl Albrecht Bernoulli und dem bekannten Paar Curt Kraak und Max Neal, Erzählungen von Ernst Heilborn und Erik Bondy, dem Holländer Louis Couperus, dem Engländer R. L. Stevenson, den Franzosen Barben d'Aurevilly, Maupassant und Paul Verlaine („Meine Gefährnisse“), Prosaschriften von Richard Wagner („Beethoven“), Johannes Scherr („Menschliche Tragikomödie V“), Georg Brandes („Homer“), Wilhelm Bölsche („Lichtglaube“), Dr. Viktor Engelhardt („Die geistige Kultur Aegyptens, Babyloniens und Judas“), G. Willge („Radiotechnik“) — da ist sozusagen für jeden etwas.

Kürzere Mitteilungen

Das Reichschrenmal im Hain bei Berka. Vor einiger Zeit besuchte ich die Vertlichkeit, wo das Reichschrenmal für die Gefallenen des Weltkrieges geplant ist, und bekam doch (obwohl der Reichskunstwart Redstob nicht gerade mein Mann ist) einen guten Eindruck. Von Berka, nach dem eine der üblichen „Bummelbahnen“ fährt, braucht man zu Fuß etwa eine halbe Stunde nach dem Plage. Der Wald, dem der Ehrenhain abgewonnen werden soll, besteht aus stattlichen Föhren. Steht man an seinem Ausgange, so hat man einen prächtigen Blick auf Waldkuppen geradeaus und rechts, während sich links der Höhenwald zur Landstraße hinabsenkt. Die Höhe, auf der der Wald liegt, fällt nicht allzu jäh ab und ließe sich wohl in einen Terrassenanstieg verwandeln. Die Gegend ist ganz einsam, und man könnte an dem Zugang zu der Höhe aus alten Fischteichen recht wohl noch ein secarliges Gebilde schaffen. Freilich, weltfern bliebe der Platz, und es fragt sich wohl, ob allzu viele Deutsche hinkämen. Ich wäre auch mehr für ein Mal, das statt religiöser Ergebung zornvolles Gedenken predigte und alljährlich von Hunderttausenden Deutscher gesehen würde. Für ein solches wäre der Seeberg zwischen Erfurt und Gotha der rechte Platz, an dem alle Eisenbahnzüge zwischen Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. vorüberfahren.

N. B.

Der deutsche Rundfunk. Man sendet mir drei Hefte des „Deutschen Rundfunks“, der illustrierten Zeitschrift der am deutschen Rundfunk beteiligten Kreise, und indem ich sie durchsehe, faßt mich das Entsetzen über die Verjudung auch schon dieser modernen „Institution“, Arnold Zweig, Ilja Ehrenburg, Herbert Rosen, Rosa Schittnick-Pahlen, Albert Zellweger, Ernst Heilborn, Karl Federn, Gottfried Benn, Franz Kafka, Ignaz Strassfogel, Walter Davison, Gad W. Lippmann usw. usw. — na, ich mache ja nicht mit und werde niemals mitmachen, da ich nun einmal ein alter Buchdeutscher bin, aber daß man auch auf diesem Gebiete den Juden gleich fast alles überlassen hat — allerlei Klagen in den nationalen Zeitungen über die Programme habe ich auch schon gelesen — erscheint mir doch einfach himmelschreiend.

„Erheb' dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Not nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zugrunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.“

möchte ich mit dem alten J. G. Fischer rufen. Aber vielleicht kommt eines Tages der Eckel beim ganzen deutschen Volke durch, man kann und darf die Hoffnung ja nicht aufgeben.

Hans von Salkwedel, der Verfasser unseres besten Judenromans, des „Malkabäus Stern“, beging am 4. Juli seinen 70. Geburtstag. Die üblichen Zeitungen nahmen davon natürlich keine Notiz, obgleich v. Salkwedel nicht bloß den Judenroman, sondern auch einen wertvollen Ostmark-Roman, „Die Ostmärker“, geschrieben hat und überhaupt einer unserer besten, weil wirklich lebenskundigen Unterhalter ist. Er wurde zu Bronikowen bei Sensburg in Ostpreußen geboren und war Offizier, so daß er erst spät zum literarischen Schaffen kam. Auch sein Drama „Junker Kleist“ (Zeit Friedrichs des Großen) und sein Erstlingsroman „Der schwarze Lupino“, der wundervolle Landschaftsbilder aus dem Osten giebt, sind nicht ohne Bedeutung. Wir Böllischen müssen aber vor allem für die beiden späteren Romane eintreten, ihnen die größtmögliche Verbreitung zu geben versuchen: Wenn die Juden- und die Polengefahr in Deutschland nicht in ihrer ganzen Größe erkannt werden, heißt es eines Tages sicher: Finis Germaniae!

Dr. E. Wasserzieher †. Der bekannte Sprachforscher, dessen Bücher zur deutschen Sprachpflege nicht nur in der gelehrten Welt, sondern auch in weitesten Kreisen große Verbreitung gefunden haben, ist am 21. Mai im Alter von 67 Jahren in Halberstadt gestorben. Wasserzieher kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das Verständnis für das Wesen und Werden unserer Muttersprache in allen Schichten des deutschen Volkes in so entsprechender Form geweckt zu haben, wie Wilhelm Bölsche es mit der Naturwissenschaft getan hat. Sein Hauptwerk ist das etymologische Wörterbuch „Woher?“, das in wenigen Jahren in 50 000 Exemplaren Verbreitung fand. Daneben hat er in seinen „Sprachgeschichtlichen Plaudereien“, im „Bilderbuch der deutschen Sprache“ und in „Leben und Weben der Sprache“ in volkstümlichem Plauderton die manchem bisher spröde erschienene Sprachwissenschaft uns näher gebracht. Seine Werke sind eine meisterhafte Verknüpfung von Sprach- und Kulturgeschichte, aber dabei ungemein spannend und anziehend geschrieben. Tausende von Zuschritten aus seiner großen Lesergemeinde, die durch kleine Beiträge mitarbeitete an seinem großen Werk, lassen erkennen, daß Wasserzieher sein Ziel erreicht hat, dem Deutschen Sinn und Wert seiner Muttersprache nahe zu bringen und ihn in ihre Geheimnisse einzuweisen.